



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Simon, Theodor: Was ist Monismus?

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Es ist nur natürlich, daß die Engländer unter diesen fremden Beamten weitaus den größten Anteil haben. Namentlich in der Finanzverwaltung, der Polizei und auch in der Justizpflege sind sie vertreten. Es sind meist aus den benachbarten englischen Kolonien Birma und Indien genommene Beamte, die unter gleichartigen Verhältnissen schon gewirkt hatten und am ehesten befähigt erschienen, die dort erprobten Einrichtungen auf das neue Kulturland zu übertragen. Die wirtschaftlich bedeutenden Interessen, die die Engländer im Lande hatten, und die politische Rücksicht auf den mächtigen Nachbar fielen hierbei erschwerend ins Gewicht. Post- und Eisenbahnverwaltung ist unter deutsche Obhut gestellt; auf diesen Gebieten ist von unsern Landsleuten Vorbildliches geschaffen worden. Die Holländer zog man aus dem benachbarten Java heran, um Kanalisationsprojekte größten Stils, die für die Bewässerung der Reisfelder, dieser steten Quelle des Reichtums für das ganze Land, unentbehrlich sind, durchzuführen. Dänen und Norweger finden sich in der zwar kleinen, aber trefflich disziplinierten und gut ausgerüsteten Marine, die mehr polizeilichen und sicherheitlichen als Kriegszwecken dient. Die Armee ist nicht groß aber ausgezeichnet. Sie hat viel von Deutschland gelernt, denn zahlreiche Offiziere sind in deutschen Regimentern erzogen worden. Um so sonderbarer mutet es an, daß kein einziger deutscher Offizier in siamesischen Diensten steht.

Jedenfalls geht es vorwärts im Lande des weißen Elefanten, dessen üppige Tropennatur, von der sich die leuchtenden Wunderwerke architektonisch vollendeter Tempel wirkungsvoll abheben, dem fremden Besucher unvergeßlich bleibt.



## Was ist Monismus?

Von Konsistorialrat Dr. Theodor Simon



Ursprünglich ein Wort, in stiller Gelehrtenstube geprägt und bis vor wenig Jahrzehnten nur in wissenschaftlichen Schriften und von den Kathedern herab verhandelt, ist „Monismus“ heute zum Schlagwort geworden, das uns aus ungezählten Zeitungsfeuilletons entgegenklingt, aus den Buchläden von grellfarbigen Umschlägen entgegenleuchtet, im Gespräch der Schenke und in lärmenden Versammlungen diskutiert wird. Was ist Monismus? so fragt mancher beunruhigt, der mit dem anspruchsvollen Worte keinen rechten Begriff zu verbinden weiß, so sollte mancher fragen, der kühnlich in dem modernen Streit der Geister mitredet. Das Wort ist aus dem griechischen monos „einzig“, „alleinig“ gebildet und bezeichnet danach eine Weltanschauung, die das gesamte Dasein in all seiner bunten Mannigfaltig-

keit und seiner mehr oder minder schroffen Gegensätzlichkeit dennoch aus einem einzigen Grunde abzuleiten sucht, aus einem alleinigen Prinzip erklären will.

In diesem allgemeinsten Sinne gefaßt, liegt der Monismus dem Menschen überhaupt im Blute. Denn der Mensch ist ein denkendes Wesen, und das menschliche Denken strebt nach Einheitlichkeit in allem, was es erfährt. Das Kind hat die Sehempfindung „weiß“, die Tastempfindung „hart“, die Geschmacksempfindung „süß“. Es begnügt sich nicht damit, daß diese verschiedenartigen Empfindungen neben oder nacheinander bestehen, es bleibt auch nicht dabei stehen, daß sie erfahrungsgemäß miteinander verbunden vorkommen. Sein primitives Denken ist erst dann befriedigt, wenn es die verschiedenartigen Empfindungen auf ein Ding, den Zucker, zurückgeführt hat, das ihr Grund und zugleich Grund ihrer Verknüpfung ist. Auf dem vorläufigen, halbinstinktiven Denken des täglichen Lebens baut das wissenschaftliche Denken und sucht höhere Einheiten. Es ruht nicht, bis es die verschiedenartigen Erscheinungen des Magnetismus, der Elektrizität und des Lichts verknüpft hat, und jeder Fortschritt ihrer Zurückführung auf ein einheitliches Erklärungsprinzip gilt als ein Triumph des Menschengenies. Die stofflichen Erscheinungen führte schon ein frühes Denken auf höhere Einheiten zurück: die vier Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde. Schon träumte sich die kindliche Philosophie der alten griechischen Weisen am Ziel, wenn sie die vier Elemente als Umwandlungen eines Urstoffes zu erkennen glaubten. Alles entsteht aus dem Wasser, sagte der eine, alles ist Luft, alles ist Feuer, behauptete ein zweiter und dritter. Diese zu frühzeitig gewonnenen Einheiten mußten dem Denken bei weiterem Fortschreiten wieder unter den Händen zerfallen. Mehr als siebenzig Elemente zählt die heutige Chemie, aber sie ruht und rastet nicht auf der Suche nach dem einen Urelement, aus dem die Vielheit als seine Abwandlungen abgeleitet werden könnte.

Es wäre verwunderlich, wenn sich das Streben nach Einheit auf der höchsten Stufe des Denkens, dort wo es nach einer Weltanschauung sucht, nicht geltend machen sollte. Ja hier wird es naturgemäß mit einer ganz besondern Macht durchbrechen. Verstärkt wird der im gesamten Denken liegende Zug zur Einheit an dieser Stelle noch durch die Verbindung mit religiösen Motiven. Solche fehlen bei dem Suchen nach Gewinnung einer Weltanschauung selbst da nicht, wo man einen Abschluß ohne den Gottesgedanken anstrebt. Das zeigt die Leidenschaftlichkeit, mit der an diesem Punkte von jeder Partei gestritten wird. Der Drang zur Einheit im religiösen Leben des Menschen offenbart sich darin, daß der Polytheismus bei höherer Kultur stets in den Monotheismus einmündet oder ihm im Kampfe unterliegt, zeigt sich in den streng dualistischen Religionen, wie zum Beispiel in der parsischen in dem Glauben an den schließlichen Sieg des guten Gottes über den bösen. Verstärkt durch den religiösen Impuls verlangt das Denken gebieterisch eine oberste Einheit in der Betrachtung der Welt.

Zwei letzte Gegensätze findet das Denken auf dem Wege zu dem ersehnten Ziel, die es zu versöhnen gilt. Woher sein Weg auch komme, zuletzt tut sich

auf seinem Pfade eine gähnende Kluft auf, über die eine Brücke geschlagen werden muß. Diese beiden Gegensätze, an deren Vereinigung sich das Denken von Jahrtausenden zerarbeitete, sind Materie und Geist. Mit Descartes war die Philosophie der neuern Zeit vor diese Kluft hingetreten. Er erkannte das Dasein einer denkenden und einer ausgedehnten Substanz, zwischen denen er keine Verbindung fand. Die Hauptarbeit der Folgezeit galt der Ausfüllung jener Kluft. Spinoza griff ihr kühn vor und glaubte die Aufgabe schon gelöst, indem er nur eine Substanz konstatierte, deren Attribute das Denken und die Ausdehnung seien. Sein System ist eine erste großartige Ausprägung des Monismus in der Neuzeit, an ihm orientiert sich alles monistische Denken der Spättern. Doch besteht seine Bedeutung hauptsächlich darin, daß er mit großem Wurf die Aufgabe gestellt hat, die Lösung ist ihm noch nicht gelungen. Wie vorher Denken und Ausdehnung zwei einander fremde Substanzen sein sollten, so stehen sie auch jetzt noch ohne innere Beziehung einander gegenüber, wo sie in einer Substanz zusammengefaßt werden. Bloß durch ein Machtwort sind sie geeinigt: sie sollen und müssen eins sein. Eine Vereinigung durch Worte aber zwingt die Sache nicht.

Da das Denken mit aller Anstrengung die beiden Gegensätze nicht zusammen zu bringen vermochte, so wählte es den einzigen Ausweg zur Einheit, der dann noch möglich war: es suchte entweder den Geist auf die Materie zurückzuführen oder umgekehrt die Materie auf den Geist. Damit haben wir zwei Arten des Monismus, den materialistischen und den spiritualistischen. Der materialistische Monismus sieht als den einen Weltgrund den Stoff an, auf dessen Bewegungen alles, was da ist und lebt, zurückgeführt werden müsse und könne, auch das, was wir als Geist und geistiges Leben bezeichnen. Alle Gedanken, alles, was unser Gemüt bewegt in Lust und Schmerz, es ist nichts anderes als Bewegung letzter Stoffteilchen. Wie die Leber Galle absondert und die Nieren Urin, so ist der Gedanke ein Sekret des Gehirns. Vor jedem wirklichen Denken richtet sich diese Anschauung selbst. In dieser konsequenten Klarheit wird sie nirgends mehr wissenschaftlich behauptet, wenn sie sich auch als Philosophie der des Denkens ungewohnten Massen behauptet. Es liegt doch zu klar auf der Hand, daß Druck und Stoß oder chemische Anziehung und Abstoßung etwas total anderes sind als Denken und Fühlen. Und wenn behauptet wird, das Geistige sei nicht die physikalische Bewegung oder chemische Verbindung selbst, sondern ein Nebenprodukt, so ist eben doch dieses Produkt mit der produzierenden Ursache durchaus unvergleichbar, auf sie nicht zurückführbar. Niemand kann es begreiflich machen, wie aus dem Stoff und den stofflichen Vorgängen plötzlich der geistige Funke hervorblitzet. Die Zurückführung des Geistes auf den Stoff bleibt eine bloße Behauptung, deren Widersinn jedem tiefer dringenden Denken sofort einleuchtet.

So versuchte das Denken der großen Philosophen der neuen Zeit denn den andern Weg, nämlich den einheitlichen Grund der Welt als „Geist“ nachzuweisen und die Materie in Geist aufzulösen. Die Bemühungen des spiritualistischen

Monismus, die davon ausgehen, daß die Welt, mit der sich unser Denken beschäftigen kann, eben im Geiste sein muß, erscheinen in der That viel aussichtsvoller als das verfehlte umgekehrte Unterfangen des Materialismus. Die Welt meiner Wahrnehmungen führt sich zurück auf meine Empfindungen und die Gedanken, die ich mir darüber mache. Keine Gesicht-, Gehör-, Geschmacks-, Geruchsempfindung gibt es ohne ein geistiges Wesen, von dem sie getragen sind. Und selbst die Härte und Greifbarkeit der objektiven Welt ist nur für den Tastsinn vorhanden, eine Empfindung, die ohne ein Geistiges nicht wäre. Der Stoff und die Kraft sind Denkabstraktionen aus dieser Welt der Empfindungen. Nicht etwa, daß die ganze Welt ein Traumphantom wäre, das ich mir vor-  
spiegelte. Aber wenn diese Welt, die ich empfinde, und über die ich denke, eine Wirklichkeit außer mir haben soll, so kann sie gleichfalls nur in denkenden und empfindenden Wesen außer mir sein. Und soll sie diese Wirklichkeit auch haben, selbst wenn alle diese Einzelwesen weggedacht werden, soll das Licht noch leuchten, soll der Ton noch klingen in der menschenleeren Wüste oder selbst dann noch, wenn alle empfindenden Wesen aus der Welt hinweggestorben wären, so kann das Leuchten und Klingen nur in dem das Ganze in sich tragenden Allgeist vorhanden sein. In den verschiedensten Wendungen kommen alle großen philosophischen Systeme der Neuzeit, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, von Hartmann, Loge, Fechner, Wundt auf einen geistigen Monismus hinaus. Auf das Denken oder Wollen, oder auf eine Einheit beider, jedenfalls aber auf ein geistiges Urprinzip führen sie die Welt zurück.

Dieser spiritualistische Monismus ist es auch, der bei Dichtern wie Lessing und Goethe in poetischer Verkörperung als Grund ihrer Weltanschauung durchleuchtet. Lessing bekennt sich ausdrücklich zu Spinoza, doch sein Spinozismus ist durch Leibnizische Einflüsse vergeistigt. In einer Abhandlung weist er nach, daß es keine Wirklichkeit der Dinge außer Gott geben könne, daß vielmehr die Dinge als Vorstellungen in Gott zu denken seien. Gleichermassen denkt Goethe an einen geistigen Grund der Welt in seinem bekannten Wort:

Was wär ein Gott, der nur von außen stiehe,  
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?  
Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen,  
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,  
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,  
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermiszt.

Es muß deutlich hervorgehoben werden, daß der Monismus unserer großen Dichter und Philosophen einen geistigen Grund der Welt voraussetzt. Dies haben wir uns in Erinnerung zu rufen, wenn sich der Monismus heutiger Tage als Fortsetzung dieser Geistesrichtung gebärdet und namentlich Haeckel gern den großen Weimarer Dichter als Gewährsmann seiner Ansichten herbeizieht. Der moderne Monismus, wenigstens in der Gestalt, in der er seinen Einfluß auf die breiten Massen übt, und wie er in Haeckel seinen charakteristischen Repräsentanten

findet, hat mit jenem geistigen Monismus wenig zu tun, zeigt im Gegenteil eine ausgesprochne Verwandtschaft mit dem Antipoden, dem materialistischen Monismus.

Einen wesentlichen Unterschied zwischen jener materialistischen Auffassung der Gedanken als Sekretionen des Gehirns und der Haeckelschen Behauptung, der Geist sei als die vollkommenste Leistung einer Dynamomaschine zu bezeichnen, vermögen wir nicht zu entdecken. „Jede einzelne Phronetalzelle ist ein kleines chemisches Laboratorium, das seinen Teil zu der einheitlichen Zentralfunktion des Geistes, zur bewußten Vernunfttätigkeit beiträgt.“ „Mitleid ist eine der schönsten und edelsten Gehirnfunktionen.“ In aller nur wünschenswerten Klarheit werden hier geistige Tätigkeiten und Eigenschaften auf chemische und physikalische Vorgänge, also solche, die dem stofflichen eigen sind, zurückgeführt. Welch voller Ernst es ihm mit dieser materialistischen Deutung alles Geistigen, aller Güter und Errungenschaften des Geistes ist, dafür noch folgendes Wort Haeckels als Zeugnis: „Auch die Völkergeschichte oder die sogenannte Weltgeschichte muß größtenteils durch natürliche Züchtung erklärbar sein, muß ein chemisch-physikalischer Prozeß sein, der auf der Wechselwirkung, der Anpassung und der Vererbung in dem Kampfe der Menschen ums Dasein beruht.“

Danach will es auch beurteilt sein, wenn sich Haeckel mit Emphase als Spinozist bekennet. Das hat er in der Tat mit Spinoza gemein, daß er wie dieser nur eine Substanz als Grund und Wesen der Welt annimmt. Aber befehen wir uns diese Substanz des modernen Monisten näher und vergleichen wir sie mit der Spinozas, so tritt uns bald ein tiefgreifender Unterschied entgegen. Die Substanz Spinozas hatte zwei Attribute: Ausdehnung und Denken. Auch Haeckel gesteht ihr zwei Attribute zu, aber hier heißen sie: Ausdehnung und Energie. Indem von Spinoza das Denken als eine unveräußerliche Grundfunktion in das Wesen der Welt gelegt wird, ist in ihr das Prinzip der Geistigkeit gewahrt. Bei Haeckel fällt dies aus, und statt dessen tritt die Energie ein, diese aber wird, wie nach dem Vorhergesagten klar ist, von ihm durchaus bloß in dem Sinne gedacht, in der man in der stofflichen Welt von ihr redet, als chemisch-physikalisch. Nicht Spinoza darf von Haeckel als Patron für seine Ansichten angerufen werden, sondern höchstens ein Büchner, Vogt und Moleschott, die Koryphäen des neuern Materialismus.\*)

Dieser Verwandtschaft mit dem Materialismus entspricht es auch, wenn aus der Weltbetrachtung jeder Gedanke an einen Zweck verbannt bleiben soll. Hieß es dort: zu behaupten, die Augen seien zum Zweck des Sehens da, sei eben so törricht als die Annahme, die Steine seien zu dem Zwecke da, daß die Menschen sich einander mit ihnen die Schädel einschlagen, so gilt es auch hier

\*) Die andre Annahme belebter Atome bei Haeckel widerspricht diesen als konstitutiv hervorgehobnen Grundsätzen und ist eine der großen Inkonsequenzen seines Systems. Vgl. des Verfassers Schrift über „Entwicklung und Offenbarung“ S. 40 (Berlin, Kronisch & Sohn).

für die größte Ungereimtheit, in irgend etwas in der Welt, zum Beispiel in dem kunstvollen Bau der lebenden Organismen, einen Zweck erkennen zu wollen. Es geht alles mechanisch zu wie in einer Maschine. Aber auch eine Maschine hat einen Zweck. Für diesen Zweck ist sie gebaut, dieser Zweck beherrscht das Ganze, er bestimmt jedem Rädchen seine Form und jeder Schraube ihren Ort. Wehe dem, der in der großen Weltmaschine etwas ähnliches konstatieren wollte: er begeht die größte Sünde wider den Geist des Monismus. Der Kausalmechanismus ist das einzige Prinzip, das Geltung beanspruchen darf zur Erklärung der Welt. Wer daneben noch ein Zweckprinzip anerkennen will, macht sich des „Dualismus“ schuldig, der größten Erzketzerei, die in den Augen des mechanistischen Monisten möglich ist.

Von dem Grundgedanken, daß alles mechanisch zu erklären sei, ist auch der Entwicklungsbegriff des heutigen vulgären Monismus beherrscht. Von Entwicklung war schon längst die Rede, ehe noch jemand von den heutigen Monisten wußte; längst ehe Darwin und Haeckel auf dem Plane erschienen, hatten bedeutende Geister den Gedanken ausgebaut, daß sich das Leben in der Welt vom Anorganischen empor durch niedere Stufen der Organismen zur heutigen Höhe und Mannigfaltigkeit entwickelt habe. Man braucht nur an Herder und Goethe zu denken, und auf Kant fußend hatte die idealistische Philosophie besonders in Schelling und Hegel den Entwicklungsgedanken in großartiger Weise ausgebaut. Doch hatte man nicht anders gewußt, als daß die Entwicklung einem Ziele entgegenstrebe, daß in dem Grunde der Welt eine allumfassende Idee liege, die sich in immer vollkommenerer Weise durch all die mannigfaltigen Gestaltungen hindurch auswirke. Durch Darwin war ein durchaus andersartiger Entwicklungsbegriff siegreich geworden. Die Entwicklung sollte ohne jede Zielstrebigkeit, bloß durch mechanische Ursachen, durch physikalisch-chemische Kräfte und Gesetze, durch den Kampf ums Dasein, die natürliche Zuchtwahl usw. erklärbar sein. Darwin selbst war freilich kein reiner Monist in dem hier vorliegenden Sinne des Wortes. Die Keime der Lebewesen dachte er sich von einem Schöpfer gesetzt und mit all den Anlagen zweckvoll ausgestattet, die dann freilich auf bloß mechanischem Wege bis zur heutigen Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit entwickelt worden seien. „Es liegt, dies sind Darwins eigne Worte, etwas Großartiges in dieser Ansicht vom Leben, wonach es mit allen seinen verschiedenen Kräften von dem Schöpfer aus wenig Formen oder vielleicht nur einer ursprünglich erschaffen wurde, und daß, während sich dieser Planet gemäß bestimmten Gesetzen der Schwerkraft bewegt, aus einem so schlichten Anfang eine endlose Zahl der schönsten und wundervollsten Formen entwickelt wurden und noch entwickelt werden.“ Und in einem Briefe an Graham (1881) erklärt er es als seine innerste Überzeugung, „daß das Universum nicht ein Produkt des Zufalls ist“. Mit diesem Rest von Teleologie, das heißt Zweckbetrachtung, hat nun der Monismus Haeckelscher Observanz gründlich aufgeräumt. Von einer zweckmäßigen Präformation der Urkeime von Organismen

will er nichts wissen. Auch bei der ursprünglichen Entstehung des Lebens ging alles mechanisch zu.

Aus anorganischer Materie ist ganz von selbst, das heißt durch die mechanischen Kräfte der Materie, das organische Leben entstanden durch Urzeugung oder Archigonie. Die Urzeugung ist nach Haeckel ein „Postulat der reinen Vernunft“. Man pflegt dieser Behauptung gegenüber darauf hinzuweisen, daß es noch keinem Chemiker gelungen sei und auch wahrscheinlich nie einem gelingen werde, einen lebendigen, sei es auch noch so einfachen Organismus zu erzeugen. Und sollte es einmal einem genialen Experimentator gelingen, in seinen Retorten nicht etwa sogleich einen Homunkulus, sondern nur eine einfachste lebendige Zelle hervorzubringen, wie viel Intelligenz wäre dazu nötig, mit welcher eingehenden Kenntnis der Natur und ihrer Gesetze, mit welcher sorgfältiger, zweckbezogener Absicht müßte er zu Werke gehn! Wenn denn einmal mit Postulaten der Vernunft gearbeitet werden soll, so sollte man meinen, der Vernunft liege es näher zu fordern, auch bei der anfänglichen Entstehung des Lebens müsse eine zweckbezogene Intelligenz am Werke gewesen haben. Sollte sich wirklich eine so verwickelte Zusammenstellung der Stoffe und ihrer Kräfte, wie sie das organische Leben darstellt, eine Komplikation, die wir heute mit allem Scharfsinn der Wissenschaft nicht einmal zu durchschauen, geschweige denn herzustellen vermögen, von selbst zusammengefunden haben? Und hätte sie sich zufällig zusammengefunden, der blinde Zufall hätte die günstige Zusammenstellung wieder zerstört, wenn nicht „zufällig“ der nächste Augenblick und so fort in unendlicher Wiederholung jeder weitere Augenblick dem Leben ebenso günstig gewesen wäre. So wenig es als Forderung der Vernunft einleuchtet, daß die homerischen Gedichte durch ein unabsichtliches Durcheinanderwerfen der vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets entstanden seien, so wenig ist es Postulat der Vernunft, daß das große Epos des Lebens der Welt nur vermöge des mechanischen Durcheinanderwirbelns zahlloser Atome oder der mehr als siebenzig Elemente der Chemie zu erklären sei.

Von dem Punkte, wo das Leben entsprang, rückwärts schauend, behauptet dieser moderne Monismus eine einheitliche, lückenlose Entwicklung der Organismen aus der anorganischen Materie. Vorwärts schauend aber lehrt er, daß nicht aus einer Fülle oder auch nur aus einer Mehrheit von Lebenskeimen, sondern aus einem einzigen, einfachsten Urganismus die Mannigfaltigkeit der lebenden Wesen stamme. Weit aus die größte Zahl der Anhänger des Entwicklungsgedankens setzt eine Mehrheit von Lebensanfängen voraus. Selbst Darwin neigte mehr zu der Ansicht, daß die uns bekannte Tierwelt von etwa vier oder fünf, die Pflanzenwelt von ebensoviel oder etwas weniger Stammformen herrühre. Es ist das Verlangen nach einer größtmöglichen Einheit des Weltbildes, das den Monismus treibt, die Möglichkeit jener Mehrheit abzuweisen und die Einheit des Stammbaums sämtlicher Lebewesen zu behaupten.

Von zwei Seiten her sucht man diese Hypothese zu unterbauen, durch Beobachtungen und Schlüsse aus der Embryonalforschung und der Paläontologie.

Beobachten wir die Embryonalentwicklung der verschiedensten Wesen, so gewahren wir in ihr ein einheitliches Grundgesetz. Soweit unsere Beobachtung reicht, gleichen sich die ersten Stadien in der Entwicklung des befruchteten Eis der Pflanze, des Tiers, des Menschen in ihren wesentlichsten Grundzügen. Später erst zeigen sich die Verschiedenheiten, aber je verwandter die Wesen in der Struktur ihres Vollendungszustandes sind, desto weiter hinaus gleicht sich auch bei ihnen die Entwicklung der Embryonen. So nimmt man denn an, daß alle die verschiedenartigen Organismen Äste und Zweige eines einheitlichen Stammes der Entwicklung seien. Man stellt das biogenetische Grundgesetz auf: die ontogenetische Entwicklung eines Wesens ist eine abgekürzte Wiederholung der phylogenetischen, oder mit andern Worten: in den Stadien der Gestaltung des Embryos können wir die Stadien wiedererkennen, die eine Art von Wesen bis zu ihrer jetzigen Höchstentwicklung durchlaufen hat. So schließen wir, daß der Mensch, ursprünglich aus einer Zelle entstanden, sich durch fischartige und andre Formen im Laufe der Jahrmillionen hindurch entwickelt hat, aus der Beobachtung, daß sein Embryo noch heute hintereinander diese Formen durchläuft. Nach unserer Meinung erhellt aus den exakten, hier vorliegenden Tatsachen nur dies, daß ein einheitliches Formengesetz durch alle organischen Wesen hindurchwaltet, nichts weiter. Alles andre ist Hypothese, die wohl wissenschaftlich erlaubt ist, aber nicht, wie es dort vielfach geschieht, selbst als unumstößliche Tatsache hingestellt werden darf.

Hier gilt es, den letzten, verhängnisvollen Streit zu erwähnen, in den Haeckel durch den Zoologen Dr. Braß verwickelt worden ist. Dieser warf ihm in seiner Schrift „Das Affenproblem“ vor, er habe in seinen Büchern eine Reihe von Embryonenbildern, die seine Hypothese stützen sollten, zu ihren Gunsten gefälscht. Haeckel mußte zugestehn, daß etwa sechs bis acht Prozent seiner Embryonenbilder nicht nach wirklich vorhandenen Präparaten hergestellt, sondern zu dem Zweck erfunden seien, um eine zusammenhängende Entwicklungsreihe herauszubekommen und vorhandne Lücken auszufüllen, ein Verfahren, das ihm nicht nur von seinen Gegnern als Selbstvernichtung seines wissenschaftlichen Charakters angerechnet wurde, sondern auch aus den Reihen seiner Freunde heraus lebhafteste Verurteilung fand.

Die paläontologischen Funde von Skeletten und Versteinerungen zeigen in der Tat ein Aufsteigen der Formationen bis zu ihrem heutigen Bestand. Man findet zum Beispiel in den verschiedensten Erdperioden Geschöpfe, die sich allmählich immer mehr dem heutigen Pferde annähern. Aber es ist ganz natürlich, daß viele Zwischenformen verloren gegangen sind, sodaß eine lückenlose Aufweisung des einheitlichen Stammbaums aller Wesen nie mit wissenschaftlicher Exaktheit möglich sein wird. Besonders aber wird ein Zwischenglied

auf monistischer Seite schmerzlich vermisst, nämlich das, das die Übergangsform vom Tiere zum Menschen darstellen könnte. Verschiedne Funde, die als Zwischenglied zwischen Mensch und Tier angesprochen wurden, sind schon gemacht worden. Doch sind sie bis jetzt alle derart, daß sie nur für den überzeugend sein können, der schon von vornherein überzeugt ist. Bekannt ist der sogenannte Pithekanthropus von Java. Die dort gefundenen Überbleibsel waren ein Schädeldach, ein Oberschenkel und zwei Backenzähne, zu kümmerliche Reste, als daß sie von der Gestalt des Wesens, dem sie angehörten, eine Anschauung geben könnten, falls sie überhaupt einem Wesen angehörten. Denn sie lagen am Fundort so weit auseinander, daß schon Virchow ihre Zusammengehörigkeit bezweifelte. Ebenso zweifelhaft ist ein Fund aus allerneuester Zeit, der in der monistischen Welt eine freudige Aufregung verursachte. Bei Chapelle aux Saints in der Corrèze in Frankreich entdeckte man einen Schädel und einige Gliedmaßen, die man einem Affenmenschen zuschrieb. Man reihte ihn auch sofort in die Stelle des Stammbaums zwischen jenem Pithekanthropus und dem heutigen Menschen ein. Doch Professor Marcelin Boule in Paris findet das Skelett dem eines Australnegers ähnlicher als dem eines Affenmenschen. Scherzend fügt er zu: „Grabschrift und Krankengeschichte wurden leider in der Gruft nicht gefunden, wir dürfen aber annehmen, daß unser teurer Toter von mittlern Wuchs, starker Nackenbildung und kein Kostverächter gewesen ist . . . Daß der Armste von Rheumatismus geplagt war, darf man aus gewissen Beobachtungen an den Gliedmaßenknochen mit einiger Sicherheit schließen.“ Die hiernach wahrscheinlich krankhafte Degeneration des Skeletts wurde sofort für die kühnsten Schlüsse zum Beweis der monistischen Hypothese benutzt. Solch hastiges Zufahren und der Eifer, ungeprüftes und ungeeignetes Beweismaterial der vorgefaßten Meinung zu unterbauen, ist imstande, die Sache, der man dienen will, zu diskreditieren.

Aber hier ist eben der springende Punkt berührt: die Abstammung des Menschen von tierischen Vorfahren ist es, die der Monist vor allem ändern beweisen sehen möchte. Wäre dies gelungen, der Mensch als gegenwärtiges letztes Glied der Kette des Tierreichs eingereiht, dann wäre, so scheint es, aller Anspruch auf eine höhere Würde, auf das, was man bis jetzt als das Gottesebengebilde in ihm bezeichnete, für immer abgetan. Damit wäre die Folgerung gegeben, die Haeckel und mit ihm seine Anhänger auch ziehen, daß das Natürliche und das Sittliche eins wären. Dann gehört die Ethik in der Tat, wie Haeckel in seinen „Lebenswundern“ es behauptet, zur Naturwissenschaft. Das Pflichtgebot ist auf eine lange Kette von phyletischen Umbildungen in der Großhirnrinde zurückzuführen. Die Konsequenz, die ja schon in der Behauptung einer lediglich mechanischen Kausalität für alles Geschehen in der Welt lag, kann nun schlank durchgeführt werden: es gibt keine Willensfreiheit. So weit reicht die Konsequenz. Aber eines schreienden Widerspruches gegen seine eignen Voraussetzungen macht sich der Monismus schuldig, der dann auch von

Pflichtgebot und Gewissen, von Recht und Unrecht redet. Das Pflichtgebot: „du sollst“ oder „du sollst nicht“ hat nur einen Sinn, wenn es sich an Wesen wendet, die sich eventuell auch anders bestimmen können, als das Pflichtgebot fordert, aber um einer höhern innern Würde willen sich für das Gute bestimmen sollen und dies auch können. Wenn dieses Wesen, vollständig unfrei in sich, lediglich vom Kausalmechanismus beherrscht ist, so tut es in jedem Augenblicke, was es eben muß, nach mechanischen Gesetzen tun muß, und ihm ein Sittengesetz vorzuhalten, das von ihm auf Grund anderer Prinzipien verlangt: du sollst nicht, ist ein harter Widersinn. Es hat dann auch keinen Sinn, sich über die Bosheit und den Unverstand der Gegner zu entrüsten, wie die Monisten es so reichlich tun. Die Gehirnfunktionen der Toren entstehen nach demselben notwendigen Mechanismus wie die der Weisen. Daran ändert keine moralische Entrüstung etwas, sie ist also überflüssig.

Einheit von Materie und Geist, ein einziges weltbeherrschendes Prinzip, der Kausalmechanismus, das auch die Entwicklung der Wesen unter Ausschluß jedes Zweckgedankens erklärt, Einheit von Anorganischem und Organischem, ein Urorganismus, somit Einheit des Stammbaums sämtlicher Lebewesen, Einheit von Tier und Mensch, Einheit des Natürlichen und Sittlichen — das ist das Weltbild, das der heutige Monismus vor uns entrollt. Wir haben gesehen, mit wieviel Widersprüchen und mit welcher Preisgebung wertvoller geistiger Güter er seine Einheit erkaufte. Der Trieb des Menschengesistes zur Einheit gleicht an Übermächtigkeit dem physischen Hunger, der, falls er nichts andres findet, auch in ungeeigneten, ja lebenszerstörenden Stoffen Nahrung und Stillung sucht.

Seine große Macht in unsern Tagen erklärt sich aber schließlich und hauptsächlich aus der Zustimmung der revolutionären Massen, die für ihre Neigungen hier die wissenschaftliche Begründung, für ihre Überzeugungen den Beweis zu finden glauben. Non è da dire, quanto sia grande l'autorità d'un dotto di professione, allorchè vuol provare agli altri le cose, di cui sono già persuasi\*) — in diesem Wort des italienischen Dichters Manzoni liegt das Geheimnis der Erfolge des modernen Monismus. Über diesen verfrühten Versuch, die Einheit der Weltanschauung zu gewinnen, wird die Zeit hinweggehn, wie sie über unzählige frühere Versuche hinweggegangen ist. Der Trieb aber, aus dem er geboren ist, ist in der Menschenseele unsterblich.

\*) Es ist nicht zu sagen, wie groß die Autorität eines Gelehrten von Profession ist, wenn er den andern die Dinge beweisen will, von denen sie schon überzeugt sind.

